

Vom Tage.

Ein paar Tage.

Von Felix Langer (Berlin).

Jeder Bergklotz ist Ahrle geworden. Der „Satazophale“ Sturz der Welt, die furchtbare Zerrung, die „Massenflucht“ der „Armen, das „Klettern“ des Dollars, furchtig wäre es, wollte man laienhaft das Gesehene wiederholen und dennoch immer wieder ist es das letzte Schöner. Man steht inmitten des Witzes, ohne Ahnung, was der nächste Tag bringen wird. Ununterbrochene Nervenanspannung, ähnlich der vom Juli 1914, als der Krieg ausbrach. Man verliert alle Haltung, innerlich und äußerlich. Kohlenwagen rattern durch die Straßen, der Sommer stirbt, angestrichelt denkt man an den kommenden Winter. Die Kerzen brennen sich auf, nachts erwacht man aus Abträumen, tagüber landet jedes Gespräch unvermeidlich bei den Preisen und beim Dollar.
 Fort! Entkommen dem Gegenfessel! Für ein paar Tage wenigstens.

Tiefblau, in strahlender Sonne, flutet die Offizier ohne Wellenflag an den weißen Strand. Der sommerliche Trübel ist vorüber. Ungestört sind Eigenbrötler und Freunde der Einsamkeit. Und dennoch, wohin man horcht, mit Willen oder ohne Willen, die löse Zeit ist Gegenstand der Gespräche. Aber entfernte Dinge sind, jenseits der Dollar ist ein sogenanntes Liniert, irgendwo, weit draußen, und man gedenkt seinem Kommando langamer, widerstrebender als in Berlin, wo er allmählich durch den transozeanischen Kabel seine Befehle verleiht. Die Fischer sind stetig wie immer. Von weißen Segeln oder blauen, die langsam piratenhaft gegen den Himmel fliegen, ist das Meer besetzt. Schmutzige Boote sind am Strand verankert, die feinsten Fischernetze trocken nach getaner Arbeit und aus den Häusern- und Sportplatzgeräten zieht witziger Luff von verbranntem Kabelholz. Man liegt im Sand, trägt und schlief und wird braun in der heißen Sonne. Sind's Tage, Wochen, Monate, daß man von Berlin fort ist? Es scheint schon eine Ewigkeit und sind doch erst Stunden. Wieviel Lieberfühlendes drückt uns doch, wieviel Ballast unnützer Sorgen schleppen unsere Seelen doch mit. Von Myriaden Sternen funkelt dann die Nacht und der zunehmende Mond versichert mit seinem Licht Häuser, Straßen, Strand und Meer und die Segel der Boote, die wie Flügel von Raubbögeln schweben und schwingen. Letzte Lektüre vor dem Einschlafen.
 Boicacés jüngste Rede.
 (oder sind es Janfaronades?) drohende Wolken auf dem Balkan.
 Schon kitzeln die Kerzen wieder. Fort das bedruckte Papier! Ich denke an eine paradiesische Landschaft, ich will meine Träume zur Schönheit zwingen.

Ein paar Tage und man ist den Interessen des Ortes verdrungen, als wohnt man unendlich lange schon hier. Man weiß, wer im Sommer gut verdient hat, und wer sich infolge des Marksturzes verarmt hat und so ist man wieder bei den Preisen angelangt. Man kommt nicht aus der Zeit heraus. Die Entfaltung eines Kriegerevents wird Ereignis. Der Rektor, der eine nachsichtigende Einweihungsrede hält, von der sich wohlklingend die schlichten Worte des ehemals kommandierenden Generals der in Sinesimünde garnisonierenden Truppen abheben, liest die Namen der Gefallenen vor und verzieht, ob mit oder ohne Absicht, diese dahingestreckten, den einzigen jüdischen Soldaten. Solch eines in Heringsdorf anfassigen Kaufmanns, der in der Schlacht geblieben ist. Zur Ehre der Bevölkerung sei gesagt, daß dieser Vorfall nicht ohne Widerspruch blieb. Man kommt nicht aus der Zeit heraus.

Das Meer hat seine Zartheit verloren und treibt giftigkebrühte Wellen an den Strand. Ganz nahe

Diechtenstein und die Tschechoslowakei.

Genf, 26. Sept. Das Fürstentum Diechtenstein bemüht sich seit dem Zerfall Oesterreich-Ungarns Anerkennung seiner Selbständigkeit und diplomatische Vertretung bei den anderen Staaten zu erzielen. Bis jetzt hat nur England Diechtenstein als selbständigen Staat anerkannt, und zwar im April 1920. Als im Völkerbund über das Gesehene Diechtenstein um Aufnahme in den Völkerbund verhandelt wurde, wurde ausgesprochen, daß kein Zweifel darüber bestehe, daß Diechtenstein ein souveräner Staat sei. Jetzt sollen auch andere Staaten dem Beispiel Englands folgen, aber das Verhältnis zwischen Diechtenstein und Tschechoslowakei ist ein wesentlich anderes als zu den übrigen Staaten. Der Standpunkt der Prager Regierung ist: Die Tschechoslowakei war ein Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie. Diechtenstein war gewissermaßen ein Annex Oesterreichs. Der gewesene österreichische Staat hat mit seinen Organen die automatische Staatsmacht Diechtensteins beibehalten (diplomatische Vertretung, Polizeiverwaltung, Postverwaltung, Justiz in höheren Instanzen usw.). Der Fürst Diechtenstein verhielt sich gegen Oesterreich wie der heimliche Adel. Die Mitglieder seiner Familie haben verchiedene österreichische Staatsämter übernommen und der regierende Fürst hatte seinen ordentlichen Wohnsitz in Oesterreich. Er war Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Ueber eine Exterritorialität könne also in diesem Falle nicht gesprochen werden.

Das wichtigste für die Tschechoslowakei ist aber, so wird betont, die wirtschaftliche Frage der geforderten Anerkennung. Man dürfe nicht vergessen, daß Fürst Diechtenstein den größten Teil seines Vermögens in

der Tschechoslowakei hat. Die Bodenreform, Vermögensabgabe und Zuwachssteuer müßten, wenn Diechtensteins Selbständigkeit anerkannt werden sollte, und der Fürst Diechtenstein folglich Souverän wäre, ganz anders behandelt werden, als Angelegenheiten eines fremden Herrschers. Mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse in der Tschechoslowakei sei dies unmöglich. Die Grundstücke des Fürsten Diechtenstein seien mit die besten, die Nachfrage nach ihnen sei eine große. Sie wurden nach dem ersten Teile des Programms des Bodenamtes nach einem gegenseitigen Uebereinkommen übernommen, nach Ansicht des Fürsten solle das aber kein Präjudiz für die weitere Durchführung der Bodenreform sein. Auch mit der Bewertung seines Vermögens für Steuerzwecke wurde begonnen, und das Erträgnis der Vermögensabgabe und Zuwachssteuer ist natürlich sehr groß.

Nach dem jetzigen Stande behandelt die Prager Regierung den Fürsten als einen Ausländer, der nicht in der Tschechoslowakei wohnt. Was die Frage der Anerkennung anbelangt, wäre die Prager Regierung nicht dagegen, aber unter der Bedingung, daß das Vermögen des Fürsten mit Rücksicht auf Bodenreform, Vermögensabgabe und Zuwachssteuer aus der Anerkennung ausgeschlossen werde.

Der Fürst hat in dieser Hinsicht eine Erklärung abgegeben, welche der Prager Regierung nicht genügt, daher wird weiter verhandelt, und zwar nicht nur in Prag, sondern jetzt auch in Genf.

ist der Horizont herangerückt und die unendliche Weite, die getrennt noch Weltmeerathungen vorgekauft, ist drohender Enge geworden. Poseidon und Amphitrite glaubt man zu schauen. Klein wird der Mensch und seine Konstruktionen im Angesicht der ewigen Naturgewalten. Stübchen sucht der Wid. Wie wandern in dem nahen Wald, bergan, und sehen Ruhestinder, die unter der Obhut von Schwestern sich erholen von Frankreichs Kulturpropaganda im besetzten Gebiet. Am selben Tag ertrinkt ein kleines Mädchen, am Strand fast, vom Herz-Kreislauß fallen. Kaum entronnen den französischen Bajonetten und Gespitzten.

Eine kleine Stadt, deren mondainer Exponent der Doktor ist. Hier mobilerer, Wadentanz, dort Kleinstadt mit verschlungenen Gassen und Menschen von unentbehrbar wilhelminischem Zuschnitt. Hier lebt man bürgerlich, kleinbürgerlich, Kinder geben sitzhaft und unfruchtbar zur Schule und der Fremde im weißen Strandausgang ist begehrte Karität. Man fragt sich, stehendlang trümmend, ob man in solch einer kleinen Stadt leben könnte. Fontane hat hier gedichtet, ein Denkmal soll ihm errichtet werden. Er hat den Weltkrieg nicht erlebt, nicht Dollarhaufe und Marktur. Schon spüren unsere Kerzen das Urausende, schon ahnen sie die Nähe des Schriftstellers und die drängende Arbeit. Als Fontane hier lebte, hat das Brot nicht sieben Millionen gekostet, uns heißt der Dollar, wir brauchen für unsere Arbeit das Stimulans und den Markt der Großstadt. selbst wenn wir lyrische Gedichte und Aphorismen schreiben.

Man spricht vom Wiederkommen im Frühling. Darf man planen? An morgen denken? Der Winter steht vor der Tür. In einem alten Roman habe ich einmal die Schilderung einer Schwelgerei gelesen, bei der ein Soldat, der in den Krieg zieht,

sein Glas erhebt und ernt und schwer spricht: „Auf alle, die das nächste Jahr erleben!“

Wir sind alle Soldaten auf dem Schlachtfeld unserer Zeit.

Die Drohung der deutschnationalen Studenten heute Sitzung des akademischen Senates.

Rektor Prof. Dr. Kreibitz hat die in Prag weilenden Mitglieder des akademischen Senates zu einer heute stattfindenden Sitzung eingeladen. Auf der Tagesordnung der Sitzung steht das Memorandum der deutschnationalen Studentenschaft in Prag, das sich bekanntlich gegen Professor Fischler, den Dozenten Doktor Schütz und den neuernannten Professor Doktor Kisch richtet.

Die Deutschdemokratische Freiheitspartei hat in ihrer Sitzung vom 26. d. M. auch die in den Lagoballten veröffentlichte Eingabe der deutschnationalen Studenten an den akademischen Senat der tschechoslowakischen Universität in Prag behandelt und seiner nachsichtig nachgehendem Ausdruck gegeben: Die Deutschdemokratische Freiheitspartei tritt vor allem für die entscheidende Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten der deutschen Universität ein, die durch niemanden eine Verdrängung oder Gefährdung erfahren dürfen. Die bekanntlichste Handhabung der tschechoslowakischen Studenten muß aber die Befähigung aufkommen lassen, daß nenerlich Gewalt- alle geplant werden, welche nicht nur der Würde und dem Ansehen des akademischen Bodens Eintrag tun, sondern auch die Gefahr in sich bergen, der Regierung eine Ursache zum Einsteigen und einer Rärzung der Universitätsautonomie zu geben. Die Deutschdemokratische Freiheitspartei weist daher jeden, von welcher Seite immer kommenden Angriff

auf die Freiheit der deutschen Hochschulen entschieden zurück. Aus und Grundlage der freiheitlichen Weltanschauung gibt die Deutschdemokratische Freiheitspartei ihrer Überzeugung dahin Ausdruck, daß es jedem, der sich zum deutschen Volkstum bekennet, unbenommen sein muß, einen Hochschulstudium an einer deutschen Hochschule einzutreten und alle akademischen Arbeiten beizubringen zu können. Schließlich ist es das Recht der tschechoslowakischen Studenten darüber, daß aus der Lehre der deutschen Universität in Prag nicht geküht haben, bei den letzten Wahlen eine Bundesgenossenschaft mit den nationalen tschechoslowakischen Studenten einzugehen, wodurch der deutschen Minderheit in Prag schwerer Schaden zugefügt würde.

Eine Erinnerung.

Im August d. J. haben wir über eine Affäre berichtet, welche an der Münchener Universität spielte und die jetzt als Parallellfall zu den jüngsten Prager Vorgängen angesehen werden darf. „Mittelschüler“ Student hatte gegen die Berufung eines jüdischen Professors an der Münchener Hochschule protestiert und der Rektor Prof. Pfeilschiff, ein als sehr national bekannter Mann, hat ihn mit einem Personalbescheid beurlaubt. Wir bringen hier den Bericht zum Abdruck, um damals die Münchener Neuesten Nachrichten über den Sozialverfehlungen, der an Bedeutung gewinnt, wenn man denkt, daß er sich in einem Lande abspielt, bei dem die Bestandsgenossen des Stabiusus Kersten rezent sind.

Der Rektor der Universität München sieht sich durch eine Reihe von Vorurteilen in der jüngsten Zeit gezwungen, die Gründe für die Bestrafung des Studierenden der Staatswirtschaftslehre Heinrich Reuber mit einem verächtlichen Verweis vor einem verkommenen Senat, dessen tschechisches Mitglied er zur Zeit ist, im vollen Wortlaut zu veröffentlichen.

Disziplinär-Erkenntnis.

Ueber den Studierenden der Staatswirtschaftslehre an der hiesigen Universität Heinrich Reuber, geboren am 21. 11. 1894 in Orlova, wird wegen Verletzung der Sittlichkeit und Ordnung des akademischen Lebens die Disziplinärstrafe des verächtlichen Verweises verhängt.

Gründe: Mit Bericht vom 1. 8. 1922 Nr. 3980 hatte der akademische Senat dem Ministerium für Unterricht und Kultus zur Wiederbehebung der freigeordneten Professor für Neophologie u. a. den Professor Spiegelberg in Heidelberg vorgeschlagen. Nachdem dieser den Ruf ablehnte, hat sich bei dem genannten Ministerium folgendes Schreiben ein:

„München, den 25. Mai 1923. An das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München. Das Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat zur Befugung des freien Bedürfnisses für Neophologie an der Universität München einen Ruf an Herrn Professor Dr. Wilhelm Spiegelberg-Heidelberg ergehen lassen. Die Vertretung der jüdischen Studenten in der hiesigen Studentenschaft hat die Universität München legt gegen diese Berufung eine Verweigerung ein, nicht um zu der wissenschaftlichen Eignung des Herrn Professor für diesen Lehrstuhl Stellung zu nehmen, sondern eine solche Einstellung kommt dem Rufenden nicht zustande, sondern als lebendiges Glied der Universität München sieht sie sich verpflichtet, für die Deutschdemokratische Partei der Landes-Universität einzureichen. Sollte es dem Staatsministerium unbekannt sein, daß das hiesige Volk weiß, aber dem seinem Bevölkerungsanteil entsprechenden Maß von 322 Professoren der Universität München sind 16 Juden, das sind fünfmal mehr als dem Bevölkerungsanteil entsprechend. Der Herr Professor hat die Universität München mit Bescheid beehrt, daß sollte es dem Kultusministerium unbekannt sein, welcher Gefahr es die deutschdemokratische Jugend aussetzt, wenn es Geistesgüter annehmen eines fremden Volkes zur Vermählung annehmen sollte. Die Universität München ist davon überzeugt, daß die Vertretung dieses Volkes in Deutschland der „Sentimentalen deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ offen den Kampf gegen die jüdische Studentenschaft führt. Die jüdische Studentenschaft ermannt zum Staatsministerium eine erneute Berufung über die Berufung des Herrn Professor; denn sie sieht in dem Antrag zu führen eines fremden Abend zu lernen nicht die Wohlthätigkeit, sondern, sich für den jüdischen Ruf zu öffnen, wie sie es von ihren Angehörigen als ihre Pflicht erachtet. Das Schreiben steht in Abschrift

und jedenfalls nirgends sicherer gemessen wäre. Möglicherweise hat das weite Männlein auf dem Ulyrum der Frauenkirche ihn an der Spitze seiner Brigade gesehen und darum schnell um nichts zu sehen, die Tür hinter sich zuge schlagen.

Walter Tschuppik (Paris): Deutschland in Paris.

Mit besonderen Gefühlen muß heute ein Deutscher durch die Straßen von Paris wandeln. Die ganze Welt hat sich verschworen, in Paris die einzige Stadt zu sehen, die sich auf die wahre Kunst zu leben versteht; nie war Paris so sehr eine Stadt der Fremden wie in diesem Herbst, nie noch waren die Straßen so überflutet von einem Völkern und einer Bewegung, die aus allen Kontinenten kommt, nie noch konnte man so viele fremde Idiome hören und bunte Kostüme sehen. Die eingeborenen Pariser sind merkwürdig genug, auf die Wandlung, die Paris erfährt, trotz des klumpenden Goldes der Fremden, mit nassen Augen zu blicken. Paris wird ihnen unheimlich, sie erkennen es nicht mehr. Die Chroniqueurs jeben täglich Erinnerungen hervor, wie es noch vor wenigen Jahren auf den Boulevards, wie es auf dem Montmartre ausgefallen hat, sie vergleichen mit Sprechenden die zunehmende Ziffer der Straßenumfälle und den massenden Trübel auf den großen Avenuen, der den Fußgänger das Passieren unmöglich macht. Wenn man ihnen glauben kann, dann hat sich der Verkehr gegenüber jenem des Paris vor dem Krieg verdreifacht und die Zahl der knatternden Motoren ist auf 350.000 gestiegen. Das Zentrum Paris, vom Bois bis zur „Place de la Republique“, zwischen den großen Boulevards und dem Boulevard St. Germain ist in der Tat eine ungeheure Fremdenherberge geworden, in welcher der Engländer vorherrschend ist. Jeden Augenblick fährt einer der vielen Wiesenwagen der Cool-Agentur, vollgeproppelt bis an den Rand über die Boulevards, um den Heijenen Paris „Bei Tag und bei Nacht“

zu zeigen, alle Hotels, alle Restaurants, alle Vergnügungstätten, alle Cafés scheinen nur für die Fremden da zu sein.

Am Abend, wenn von Wänden und Dächern das Feuerwerk der Lustspiele zu spielen beginnt, steht man die Sprache aller Völker bis auf eine auf die deutsche, Deutschland existiert nur in der Zeitung. Ein stummerlicher Rest, der daran erinnert, daß früher einmal auch Deutsche in Paris zu Gast waren, ist ein „Beheimert Führer durch die Vergnügungstätten“ für naive Fremde, den ein Reputeur in der Rue Montmartre anbietet. Er enthält auch ein paar deutsche Broden und ist wohl ehrendwirdigen Alters.

So scheint es, als ob alles, was deutsch heißt, seinen Eintritt mehr in diesen internationalen Rendez-vousort fände. Aber der Deutsche kommt eines Tages in die Große Oper und auf dem Zettel steht: „La Vaidyrie“ von Richard Wagner, und an einem anderen Tag in der Wodde: Lohengrin. In dem glanzvollen Hause, dessen große Tradition jeden Abend immer wieder auf neue in einem prachtvollen Bilde lebendig wird, sieht man den Engländer, den Amerikaner, Ägypter, Spanier und Argentinier, und die äußeren Zeichen kosmopolitischer Gemeinschaft bilden die weißen, nackten Rücken der Frauen und die Präden der Herren. Aber vor diesem großen internationalen Forum entspringt plötzlich dem Orchester der Genius der Wagnerischen Kunst. Die „Waldsee“ ist in ihrem französischen Gewande von anderer Art, als man sie in einem großen deutschen Theater zu sehen gewohnt ist; das Nördlichkeit der deutschen Gedanke wird zu einem galischen Mädchen, die Götter sind Troubadours, die Waldsee ist leichtfüßiger und selbst die Polyphonie der Töne scheint weniger herb und sänger zu sein. Und doch ist der Deutsche hier dem Geiste der Wagnerischen Kunst näher, er hört und sieht, und fühlt mehr als alle anderen, die ihn, mit Recht, zum tollbaren Bewußtsein der ganzen Welt zählen. In der Reihe vor mir sehen vier englische Kadts, jung, hübsch, begeistertes Wohl und andächtig; sie tonnen sich aber nicht des Lachens wehren, wenn Wolan zu göttlich und

die Waldsee zu weisehold-triegrisch tadeln. Ach, der Botan des Herrn Delmas hätte ein kleines Embonpoint und die Damen mit Speer und Brünne, brachten auf die Bühne etwas von der Atmosphäre des Tages, wo sie in kleinen Kadts und Seidenstrümpfen spazieren gehen. Keine Kunst der Regie wird die Kunst jüdischen Wolans Olymp und dem 20. Jahrhundert überbrücken. Die Phantasie der deutschen Dichter war immer so weit und himmelstrebend und in das deutsche Theater ging immer die ganze Welt; die kleinen Engländerinnen haben keine Phantasie und ich fürchte, sie hören auch nicht in dem Singen der Weigen, in der Garte, die hoch hinauf bis in die Wolken steigt, und im Wirbel der Wanken, die die Seele erschauern machen, daß Richard Wagner einen wirklichen Botan erblüht hat, wie ihn keine Bühne schenken kann, ohne Embonpoint und ohne Sergententart. Wahrscheinlich, wenn man Wagner in der Pariser Oper hört, dann ist man Deutschlands Unglück, aber auch seinem Glücke näher.

In dem Repertoire der Pariser Bühnen findet man für das beginnende Jahr Goethes „Faust“ in einer neuen Bearbeitung von Louis Fovell, dem „Maubere“ des „Matin“, Schillers „Wallenstein“, Jonckheeres „Mittelschüler“ und „Rohesuh“, „Menschenschuh und Reue“, in allen Konzerten aber begegnet man Namen, die Deutschland der Welt geschickt, Bach, Beethoven, Gluck, Wagner und Schumann. Bei den kleinen Bouquiers auf den Quai Voltaire und in der Rue de Seine gibt es deutsche Bücher, alte und neue, und Feines Grab, auf dem Montmartre-Friedhof, das früher einmal ein Wallfahrtsort von Friederich-befehlenden Deutschen war, die dem armen Dichter den Schlaf verdraben, schmückt eine einame weiße Blume. Aber sie wiegt gewiß mehr als ein ganzer Krupp Feinverfeiner vor einst. Deutschland ist arm geworden und gemüht. Was ihm geblieben ist, ist die Reichtum seines Geistes und seiner weiten Seele. Es sind seine einzigen, aber auch seine besten Waffen, mit denen es sich wieder die Welt öffnen kann.

Victor Auburtin (Berlin): Rant und die Kartoffel.

Mitten auf dem Bürgersteig der Kanitzstraße zu Charlottenburg liegt eine Kartoffel. Wahrscheinlich hat jemand sie eben jetzt verloren; denn es ist nicht anzunehmen, daß eine Kartoffel lange Zeit auf dem Bürgersteig liegen bleibt. Der Friseurhülse in dem Friseurladen hat die Kartoffel erblüht; man sieht durch die Scheiben, wie er sich schnell die Hände abwäscht, um hinauszugehen und sie zu holen. Der alte Herr mit der Brille hat die Kartoffel ebenfalls erblüht und beschleunigt seine Gangart. Aber ich habe einen Vorprung, gegen den nicht aufzukommen ist; mit zwei Schritten bin ich bei der Kartoffel; hebe sie auf und tue sie in meine Klemmappe. Diese Klemmappe sind deshalb so außerordentlich vorteilhaft, weil niemand von außen erkennen kann, was sich darin befindet. Aber nicht jetzt so mit der Klemmappe dahingehen sieht, der denft vielleicht, ich trage meine Olatimmen bei mir herum. In Wirklichkeit enthält meine Klemmappe: ein paar alte Zeitungen; die ich sammle, um sie im Klo zu verfaulen; ferner den gedruckten Bückling für heute Abend; Platons Balmhül in der vorzüglichen Ausgabe von G. Stallbaum; und jetzt also auch noch die Kartoffel aus der Kanitzstraße. Das merkt von ausen niemand, aber selbst wenn jemand das merken sollte, wäre es mir gleichgültig, und würde vermuthlich gar kein Aufsehen erregen. Alle Zeitungen, Büchlinge, Platons Balmhül und Kartoffel harmonieren jetzt gut miteinander, und geben zusammen ein richtiges Bild von dem gegenwärtigen Zustand des deutschen Geisteslebens.
 Großer Immanuel Rant, du, in dessen Straße mir heute dieser glückliche Fund wurde, o, halte auch fürderhin segensbringend die Hand über deiner schwer kämpfenden Gemeinde.